

(Nachdruck verboten.)

99)

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Mitleidsvoll ging Bonnaire auf den Fremden zu.

„Mein armer Freund, kann ich Ihnen behilflich sein? Sie scheinen erschöpft und niedergeschlagen.“

Der Arme antwortete nicht und blickte immer noch betäubt und ratlos von einer Seite des Horizonts zur andern.

„Haben Sie Hunger? Wollen Sie ein gutes Bett? Ich will Sie führen, und Sie werden hier Hilfe und Unterstützung finden.“

Endlich öffnete der gebrochene, armselige alte Mann den Mund und sagte halblaut, wie zu sich selbst:

„Beauclair — kann das Beauclair sein?“

„Freilich ist dies Beauclair. Sie sind in Beauclair,“ sagte der ehemalige Buddelmeister lächelnd.

Doch als der Arme immer größeres Erstaunen und unüberwindlichen Zweifel bekundete, verstand er, was in ihm vorging.

„Sie haben Beauclair wohl früher gekannt, sind lange nicht hier gewesen?“

„Ja, mehr als fünfzig Jahre,“ sagte der Unbekannte dumpf.

Da lachte Bonnaire fröhlich auf.

„Ja, da wundert's mich freilich nicht, wenn Sie sich nicht zurechtfinden! Es sind seither einige Veränderungen vorgegangen. So sind zum Beispiel die Durignonschen Werke, die hier standen, verschwunden, und dort drüben ist das alte Beauclair, der Haufen schmutziger Häuser, ganz demoliert worden. Und an dessen Stelle ist, wie Sie sehen, eine neue Stadt entstanden, der Park der Eröcherie hat sich ausgedehnt, hat den Platz, auf dem die alte Stadt gestanden, mit seinem Grün überzogen, so daß jetzt das alles nur einen einzigen großen Garten bildet, aus welchem die kleinen weißen Häuschen hervorstachen. Ja, ja, da dauert's wohl eine Weile, bis man die Gegend wiedererkennt!“

Der Arme war der Erklärung gefolgt und hatte die Blicke auf die Punkte gerichtet, die der gütige und fröhliche Greis ihm bezeichnete. Dann schüttelte er wieder den Kopf. Er konnte nicht an die Wirklichkeit dessen glauben, was ihm da gesagt wurde.

„Nein, nein, das ist nicht Beauclair! Da sind wohl die beiden Ausläufer der Monts Bleuses, dazwischen die Schlucht von Brias, und dort drüben liegt die Ebene der Roumagne. Das ist aber auch alles, was geblieben ist. Diese Gärten und diese Häuser sind ein andres Land, ein reiches Zauberland, das ich nicht kenne, das ich nie gesehen habe. Nein, nein, ich muß weiter gehen, ich habe mich verirrt.“

Er erhob sich mit Anstrengung von der Bank und nahm seinen Stock und seinen Sack wieder auf. Jetzt erst richtete er zum erstenmal die Augen auf den Mann, der ihm so liebevoll seine Hilfe anbot. Bis jetzt hatte er in sich versunken dageessen und wie in einem Traum besungen mit sich selbst gesprochen. Aber beim ersten Blick, den er auf Bonnaire warf, zuckte er zusammen, erbebt und machte eine Bewegung, als wollte er sich hastig entfernen. Hatte er ihn also erkannt, er, der die Stadt nicht erkannte? Bonnaire selbst war so betroffen über die plötzlich aufzudeckende Veränderung in dem entstellten, struppigen Gesichte, daß er seinerseits den Mann schärfer ins Auge faßte. Wo hatte er nur diese hellen Augen, in denen zu Zeiten eine heftige Wildheit aufflammte, schon gesehen? Plötzlich erwachte seine Erinnerung, auch er erbebt, und die ganze Vergangenheit lebte auf in dem Schrei, der sich seinen Lippen entrang:

„Ragu!“

Seit fünfzig Jahren hatte man ihn tot geglaubt. Der verstümmelte, unkenntliche Leichnam, den man bald nach seiner Flucht in einem Abgrund der Monts Bleuses gefunden hatte, war also nicht der seinige gewesen? Er lebte, er lebte noch, er kam wieder zum Vorschein, und diese Auferstehung eines Toten nach so vielen, vielen Ereignissen erfüllte

Bonnaire mit ahnungsvoller Angst vor dem, was geschehen war und was geschehen würde.

„Ragu, Du bist es!“

Der Mann hatte den Stock in der Hand, den Sack auf der Schulter. Aber da er erkannt war, warum sollte er weiterziehen? Er hatte sich also nicht verirrt.

„Freilich bin ich's, mein alter Bonnaire, und da Du noch lebst, der Du um zehn Jahre älter bist als ich, so darf ich wohl auch noch leben. Sehr beschädigt allerdings, kaum noch vollständig, das ist richtig!“

Dann setzte er in seinem alten spöttischen Tone hinzu:

„Du versicherst mir also auf Dein Wort, daß dies Beauclair ist, dieser prächtige große Garten mit den hübschen Häusern? Da wäre ich denn angelangt, und ich muß mich mir noch um eine Herberge umsehen, wo man mir erlauben will, im Winkel eines Stalles die Nacht zu verbringen.“

Warum war er zurückgekommen? Welche Gedanken bargen sich hinter dieser kahlen, runzligen Stirn, hinter diesem von Jahren unfteten und ausschweifenden Lebens verwüsteten Gesichte? Die Befürchtungen Bonnaires verstärkten sich, er sah den unheimlichen Gast schon die Festesfreude des morgigen Tages durch irgend einen Skandal stören. Er wagte es noch nicht; ihn zu befragen; aber er wollte ihn unter seiner Obhut behalten, und er fühlte sich auch mitleidig bewegt von dem jammervollen Zustande, in welchem er den Mann wiederfand.

„Es giebt hier keine Herberge, mein Freund, und Du kommst mit mir. Du sollst essen, so viel Dir schmeckt und sollst in einem reinen Bett schlafen. Dann wollen wir uns aussprechen, Du wirst mir sagen, was Du willst, und ich werde Dir helfen, wenn es mir möglich ist.“

„D, was ich will?“ sagte Ragu wieder in seiner spöttischen Weise. „Nichts. Was soll ein alter, halbverküppelter Bettler wollen? Ich wollte Euch wiedersehen und wieder einmal einen Blick auf meinen Geburtsort werfen. Der Gedanke ließ mir keine Ruhe, ich hätte nicht ruhig sterben können, wenn ich nicht noch einmal einen kleinen Spaziergang hierher gemacht hätte. Das ist ja erlaubt, nicht wahr? Die Straßen sind ja noch immer frei?“

„Gewiß.“

„Da habe ich mich also auf den Weg gemacht — o, das sind schon Jahre und Jahre her! Wenn man schlechte Weine und keinen Sou in der Tasche hat, kommt man nicht schnell vorwärts. Aber man kommt doch schließlich ans Ziel, wie Du siehst. Abgemacht also, gehen wir zu Dir, da Du mir als alter Kamerad Gastfreundschaft anbietest.“

Die Nacht war hereingebrochen, und die beiden Alten konnten Beauclair durchschreiten, ohne daß jemand sie sah. Ragus Erstaunen wuchs, er warf Blicke nach rechts und links, ohne irgend einen Punkt, an dem sie vorüberliefen, zu erkennen. Und als Bonnaire bei einem der nettesten Häuschen unter einer großen Baumgruppe stehen blieb, entfuhr ihm der Ausruf, in welchem seine ganze Denkart von einst wieder zum Vorschein kam:

„Du bist wohl ein reicher Mann, bist ein Herr geworden?“

Der ehemalige Buddelmeister lachte.

„Nein, ich war nichts und bin nichts als ein Arbeiter. Aber doch ist es wahr, wir sind jetzt alle reich und sind alle Herren.“

Ragus neidische Furcht war wieder beruhigt.

„Ein Arbeiter kann kein Herr sein, und wenn man arbeitet, so ist das ein Zeichen, daß man noch nicht reich geworden ist.“

„Gut, gut, Alter, ich werde Dir das noch erklären. Tritt indes ein.“

Bonnaire war für den Augenblick allein in diesem Hause, das seiner Enkelin Claudine gehörte, die mit Charles Froment verheiratet war. Seit langer Zeit war der alte Ragu tot, und seine Tochter, die Schwester Ragus, die schreckliche Toupe, war ihm im vergangenen Jahre nachgefolgt, nach einem heftigen Streite, welcher ihr das Blut hatte gerinnen machen, wie sie sagte. Als Ragu erfuhr, daß sein Vater und seine Schwester nicht mehr unter den Lebenden weilten, nahm er dies mit einer wortlosen Gebärde auf, die auszudrücken schien, daß er darauf wohl gefaßt sein mußte, nach so vielen

Jahren. Wenn man ein halbes Jahrhundert fort gewesen ist, kann man sich nicht wundern, niemand wiederzufinden.

„Wir sind also hier bei meiner Enkelin Claudine, der Tochter meines ältesten Sohnes Lucien, der Louise Mazelle, die Tochter der Rentner, deren Du Dich wohl noch erinnerst, geheiratet hat. Claudine selbst ist mit Charles Froment, einem Sohne des Direktors der Cr cherie, verheiratet. Aber sie haben heute ihre Alice, ein Mädchen von acht Jahren, zu einer Tante nach Gournies gebracht und werden vor morgen Abend nicht wieder hier sein.“

Und heiter setzte er hinzu:

„Seit einigen Monaten haben die Kinder mich zu sich genommen, um mich zu verh ttseln. Das Haus gehört uns, ich und trink, dann werde ich Dir Dein Bett zeigen, und morgen werden wir dann weiter sehen.“

Ragu hatte ihm betäubt zugehört. Diese Namen, diese Geiraten, diese im Fluge vorbeieilenden drei Generationen verursachten ihm Schwindel. Er verstand nichts von alledem, er fand sich nicht zurecht in dem Gewirre aller dieser unbekanntem Ereignisse, dieser Ehen, Verschw gerungen und Geburten. An dem behaglichen, reichlich versorgten Tische sitzend, über den eine elektrische Lampe helles Licht strahlte, a  er schweigend und gierig von dem kalten Fleisch und den Fr uchten, die sein Wirt ihm bot. Die Wohlhabenheit und das Behagen, die ihn umgaben, schienen schwer auf den Schultern des alten Landstreichers zu lasten; er sah noch gealterter, noch zusammengesunkener aus, während er über seinen Teller gebeugt dasa  und finstere Seitenblicke auf all dieses Glück warf, von dem er ausgeschlossen war. Sein lang aufgeh ufter Groll, seine ohnmächtige Rachgier, das nun für immer unerfüllbare Verlangen, mit Hilfe des Unglücks anderer sein Glück zu begründen, waren erkennbar in seinem düsteren Schweigen, in der Niedergedr cktheit, in welche ihn der Anblick solchen Reichtums versetzte. Und Bonnaire saß ihm gegenüber, voll geheimer Unruhe, da er den Mann so finster sah, neugierig, was er in diesem halben Jahrhundert erlebt haben mochte, und zugleich verwundert, daß er trotz seines Elends noch immer am Leben war.

„Woher kommst Du denn?“ fragte er ihn endlich.

„O, von überall,“ erwiderte Ragu mit einer Handbewegung, die den ganzen Horizont umfasste.

„Da hast Du wohl viele Länder und Menschen und Dinge gesehen?“

„O ja, ich war in Frankreich, in Deutschland, in England, in Amerika, habe meinen Kadaver durch die ganze Welt geschleppt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Tiere als Telegraphenfeinde.

Es ist Brauch, die Telegraphenstangen mit konservierenden Flüssigkeiten, wie Kupferbitriol, zu durchtränken zum Schutz gegen Fäulnis und Verwitterung. Dagegen hält die Imprägnierung durchaus die winzigen Holzbohrerf rchen nicht ab, sich in den Telegraphenstangen anzusiedeln und hier ihre Kammern und Gänge anzulegen. Zwar ist der Schaden, den ein jeder einzelner dieser Käferchen anrichtet, zu denen auch der Klopfs fer gehört, der in altem Holzwerk sein als Totenuhr bezeichnetes Lid-Lad erschallen löst, nur gering, aber ihren vereinten Kräften gelingt es mit der Zeit doch, die Telegraphenstangen förmlich zu unterminieren, so daß sie erheblich an Dauerhaftigkeit einbußen. Auch gewisse Ameisenarten beteiligen sich an der Zerst rungsarbeit. Im Reichs-Postmuseum in Berlin ist unter einem Glasgehäuse ein stelettartiges Gerippe ausgestellt, das die letzten Ueberreste einer Telegraphenstange darstellt. Die kleinen Rager, welche diese Telegraphenstange, die auf der Linie Br nd-Kessling stand, zertr fen, waren die etwa fliegengro en K pfeameisen, von denen einige als Beweisstücke neben dem Werk ihrer Kauapparate in Spiritus aufbewahrt werden. Noch lästiger werden in tropischen Ländern die Termiten, die sogenannten weißen Ameisen, die erbittertesten Feinde von allem, was Holz heißt. In Ober-Aegypten und im Sudan müssen alljährlich ein Viertel aller Telegraphenstangen ersetzt werden, weil sie durch die Angriffe der Termiten so mitgenommen werden, daß sie zusammenzuberechen drohen. Ja, selbst an die im Erdboden geborgenen Kabelleitungen wagen sich zuweilen die Termiten, wie ein Vortommnis in Tonkin zeigt. In dem im Jahre 1894 gelegten, von Hainphong ausgehenden Intersee-Kabel wurden schon im Jahre 1895 Stromverluste beobachtet, die sich nach und nach so steigerten, daß in der ersten Hälfte des folgenden Jahres seine Auswechslung vorgenommen werden mußte. Das Kabel enthielt drei aus je sieben Kupferdrähten bestehende Leitungen, die abwechselnd durch Lagen von Guttapercha und Chatterton, einer Mischung von Guttapercha, Holzleer und Harz, umschlossen waren. Diese drei Leitungen

waren mit drei tanninhaltigen, die Zwischenräume ausfüllenden Lagen verflochten und außerdem von tanninhaltigen Jute- und Baumwollensb ndern umwunden. Zum Schutze gegen äußere Beschädigungen war das Kabel von einer Bleir hre umgeben. Die Fehlerstellen wurden in der Stadt Hainphong aufgefunden, wo das Kabel fast seiner ganzen Länge nach wegen des nur wenig den Meeresspiegel überragenden, schlammigen und salzhaltigen Bodens in Cement eingebettet war. Bei der Untersuchung der ausgeschnittenen Fehlerst cke fand man im Innern des Kabels Bohrgänge von zwei bis drei Millimeter Durchmesser und an mehreren Stellen noch die Köpfe von Termiten. Ob diese, um in das Kabel zu gelangen, erst die Bleir hre durchbohrt hatten, konnte nicht festgestellt werden. Vermutlich aber hatten sie eine zufällig verletzte Stelle der Bleir hre als Eintrittsweg benutzt, um zunächst innerhalb der Jute- und Baumwollensh lle vorzudringen. Von da aus verzehrten sie die Lagen und Guttapercha- Ueberzüge und verschmähten nur das nackte Kupfer und Blei.

Auch Bienenschw rme machen sich zuweilen als Störenfriede der Telegraphenanlagen bemerkbar. So hielt ein Bienenschwarm einen beim Telegraphenamt in Karlsruhe aufgestellten Bed- und Melde-Apparat für einen passenden Unterschlupf und baute den leeren Raum innerhalb des hölzernen Schutzkastens gänzlich mit Waben aus, ohne sich durch das häufige Anschlagen des Apparats stören zu lassen.

Selbst die auf dem Meeresboden liegenden Telegraphenleitungen sind nicht gegen die Angriffe der niederen Tierwelt gesichert. Hier sind es die Bohrmuscheln und Bohrschnecken, kaum vier Millimeter große Tierchen, welche die Kabel besch digigen und die schon durch ihre Zerstörungen an den Holzbauten der Hafenanlagen berüchtigt sind. Den Bohrmuscheln wird es verh ltnism sig leicht, den Schutzmantel der Kabel mit ihren an vorderen Teil der Schale sitzenden, vielen kleinen Raspelz hnen zu durchtrennen, bedeutend schwieriger aber ist dieses für die winzigen Bohrschnecken, die nur durch Zernagen zum Ziel gelangen können. Und doch weist auch das Berliner Postmuseum ein aus dem deutsch-englischen Kabel Emden-Balencia herausgeschnittenes Stück auf, dessen Guttaperchauberzug in dem Maße von Bohrschnecken zernagt wurde, daß das Kabel betriebsunfähig wurde.

Ebenso zählen gewisse Vogelarten zu den Feinden der Telegraphie. Daß Sperlinge, Schwalben, Wachteln und Meisen sich die Drähte zu einem Ruhepl tchen oftmals auswählen, kann man leicht beobachten. Hiermit ist aber keine Störung verknüpft. Wohl aber werden die gr oeren Vögel, wie Wildenten, Wildgänse und Trappen den Drähten gefährlich, wenn sie bei ihren Wanderz gen in Scharen gegen die Drähte anfliegen und sie durch den plötzlichen Anprall zum Zerreißen bringen. In anderer Weise tragen die Spechte, besonders die Gr nspechte und Schwarzspechte, zur Beschädigung der Telegraphenleitungen bei. Sie können es nicht unterlassen, ihre Künste als Zimmerleute auch an den Telegraphenstangen durch die Ausschadung von Löchern zu versuchen. Regelm sig befinden sich die Löcher an der Spitze der Pfähle und nicht selten werden bis zu einem Duzend Löcher an einem Pfahl gezählt. Die Mehrzahl der Löcher ist nur klein, weil die Arbeit bald aufgegeben wurde, andre sind so groß, daß sie wohl als Zufluchtsstätten bei Unwetter dienen können, und wieder andre stellen förmliche Gänge dar, so daß sie die Stangen von der einen Seite bis zur andern durchsetzen. Die Art der Stangen ist von keiner Bedeutung, denn es werden sowohl alte als auch neue ausgehöhlt, und auch der verschiedenartige äußere Anstrich wirkt nicht störend. Wird ein mit Oelfarbe angestrichener Pfahl mit einem neuen vertauscht, der mit Theer angestrichen ist, so legt der Specht an diesem die Arbeit fort und zwar fast immer an genau derselben Stelle, wo er vorher sein Werk begonnen hatte. Die angegriffenen Pfähle folgen in der Regel auf einander und bilden mitunter eine ununterbrochene Reihe von Kilometerl nge. Daran kann sich dann ein langer Zwischenraum schließen, wo kein einziger Pfahl ausgehöhlt wird. Es geht daraus hervor, daß es nur einzelne Spechtindividuen sind, die sich dem Sport, die Telegraphenstangen zu bearbeiten, widmen. Was die Spechte zu diesem Treiben veranlaßt, darüber bestehen nur Vermutungen. Man hat gemeint, es wäre das Summen der Drähte, welches die Spechte glauben machte, in den Telegraphenstangen hausten Insekten, die ihnen zur Nahrung dienen könnten. Eine andre Meinung ist die, daß sich die Spechte nur in Ermangelung von geeigneten W nmen, wie alte Kappeln, die Pfähle zur Kurzweil und Beschäftigung ausfuchen. Auf sehr eigentümliche Weise bemutzten Vögel die Telegraphenleitungen in der südafrikanischen Kolonie Natal. Dieselbe besitzt ein ausgedehntes Telegraphennetz, das keine Art von Weberv geln zur Anbringung ihrer Nester für geeignet erachtet hat. Die Weberv gel entwickelt eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Herstellung ihrer Nester, die sie für gewöhnlich an Baumzweigen aufhängen. Da sie hier aber leicht den Angriffen von Schlangen ausgefetzt sind, so haben sie zur Sicherung ihrer Brut die Nester neuerdings an den Telegraphenleitungen befestigt. Da die Weberv gel stets in gr oeren Gesellschaften zusammenleben, so sind die Drähte außerhalb der Städte auf lange Strecken hin mit Nestern dicht besetzt, was ebenso wenig das Aussehen der telegraphischen Anlagen hebt, als es ihren Zustand verbessert. Ebenso wunderbar mutet der Anblick der Telegraphenleitungen in manchen Teilen Brasiliens an. Hier sind die Spitzen der Telegraphenstangen mit  ppigem Pflanzenwerk bedeckt. Die Vermittler dieser

Pflanzenansiedlungen sind Vögel. Wie in Deutschland die Drosseln den Samen der Mistel, der an ihrem Gefieder hängen bleibt, verschleppen, so tragen auch brasilianische Vögel den Samen gewisser Schmarotzpflanzen mit sich fort, der, wenn sich die Vögel auf den Telegraphenstangen niederlassen, abfällt, keimt, seine Haftwurzeln in das Holz treibt und sich nun freudig entwidert, da die Pflanzen ihre Nahrung durch Luftwurzeln aus der Luft beziehen. Natürlich sind auch diese Vogelermächnisse nicht von Vorteil. Denn die Pflanzen verwickeln sich in den Drähten, verwirren sie und stören die Leitung.

Unter den Säugetieren sind es die kleinsten, wie die größten, die geistig unentwickelten, wie die vorgeschrittensten, welche sich an der Zerstörung der Telegraphenlinien beteiligen. So geschieht es nicht selten, daß die Mäuse den Bleimantel der Kabel zernagen. Ferner kommt es vor, daß die Wale die Unterseeabel zerreißten, wenn sie aus irgend einem Grunde bis auf den Meeresboden hinabsinken. Vor einigen Jahren stieß die „Cheslerfield“, eine Wal von 4000 Tonnen zwischen Australien und Neuseeland mit einem Wal zusammen, der mit gewaltiger Kraft dem Schiff in die Seiten fuhr. Die Wal hielt den Stoß ohne Schaden aus, dagegen wurde der Wal schwer verwundet. Er tauchte, eine rote Blutwelle hinterlassend, unter, erschien kurz darauf, matt umherschwimmend, wieder auf der Oberfläche und tauchte von neuem unter. Zu gleicher Zeit wurde das dort verlaufende Kabel betriebsunfähig. Man fand, daß es wie ein Wandschnitzwerk zerissen war. Ein Vergleich mit dem Schiffsjournal der „Cheslerfield“ zeigte, daß das Kabel genau an der Stelle zertrümmert worden war, wo der Zusammenstoß mit dem Wal stattgefunden hatte. Es unterlag demnach keinem Zweifel, daß der im Todeskampfe sich wägende Wal es gewesen war, der die Zerreißung des Kabels herbeiführte hatte. Ebenso gehören in Indien die Elefanten zu den Schädigern der Telegraphie. Sie benutzen nämlich die von allen Seiten zugänglichen Telegraphenstangen, um sich an ihnen den Rücken zu reiben, wenn sie vom Ungeziefer arg geplagt werden. Selbstverständlich vermögen die Telegraphenpfähle auf die Dauer dem Druck der Kolosse nicht zu widerstehen, sie neigen sich zur Seite, werden auch völlig aus dem Boden gehoben und ziehen die Drähte nach sich. Endlich zählen auch die Bettlern des Menschen, die Affen, zu den Missethätigen, die sich an den Telegraphenleitungen vergreifen. In Ostindien erscheinen ihnen die Drähte außerordentlich geeignet, um auf ihnen ihre Turnkünste zu üben, herumzuspielen und sich herumzujagen. Abschießen kann man sie nicht, da die Affen den Indern heilig sind. Ein sündiger englischer Telegraphenbeamter kam deshalb auf den Gedanken, zur Vertreibung der ebenso mißtrauischen wie übermütigen Gesellen die Telegraphenstangen nach Art der Vogelscheuchen in den Getreidefeldern mit abgetragenen Kleidungsstücken zu behängen. Der Erfolg war anfänglich überraschend. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Dem bald hatten die Affen ihr Mißtrauen gegen den sonderbaren Schutz der Pfähle überwunden und eines Morgens tanzten sie, angethan mit alten Männerhüten und Kleiderstücken, toller denn je auf schwankenden Drähten zum ungeheuren Jubel der Eingeborenen und zum desto größeren Verdruß des erfinderischen Schlangentölpels.

Th eo Seelmann.

Kleines Feuilleton.

th. **Bernsteinsuchen.** Das ist an der Mole von Swinemünde, da wird das Meerergold gefunden. Wenn Nordwest die Bogen jagt und peitscht, daß sie sich heben und hoch aufbäumen, werfen sie das bleiche Gold der Tiefe mit vollen Händen über den Strand.

Keine großen Stücke, wie der Händler sie braucht, wertlose Körner nur und Körnchen, aber der ganze Strand liegt voll. Dunkelrot, blaßgelb goldenklar leuchtet und glüht es zwischen dem weißen Dünenand.

Und alle die Großen und die Kleinen, und alles, was herauskam für wenige Wochen, für einen kurzen Sommertag, sucht nach Bernstein. Die Damen haben die Mäde hochgehoben, die Herren und die Kinder gehen mit bloßen Beinen. Es ist ein Lachen und Jubeln, ein Aufen und Jauchzen über den ganzen Strand, und es thut ihnen gar nichts, daß die Wellen ihnen über die Knöchel spritzen.

„Ich habe welchen.“ „Ich auch, ich auch.“ „Ich habe ein Stück, wo was drin ist.“

Das ist das höchste, ein Stück, wo was drin ist.“

Am ausgiebigsten ist der schwarze Schlid.

Schlid? Ich glaube, das Wort ist nicht richtig.

Schlid ist eigentlich noch etwas andres, aber schwarz ist das Zeug, lohlschwarz. Die elegante Dame auf der Düne schlägt in die Hände und wirft ihrem Manne einen empörten Blick zu: „Aber Wujst, Du hast doch nu genug, wat suchst du denn nu immer noch in dem ollen Dred?“

Dred ist es aber wirklich nicht. Treibholz ist es, Tang und Algen, wie das Meer es eben ans Ufer wirft. Wunderbare Sachen findet man da. Steinkohlestüchchen und Samenkörner, Wasserpflanzen und Bretter und Planen, morsch gefressen, schwarz gebeizt von der Flut. Mag der Himmel wissen, wie alt sie sind, und wo die Wellen sie aufgegriffen.

Da das Teil eines zerbrochenen Steuers, woher kommt es! Vielleicht von dem gescheiterten Schiff, der bleiche Matrose hielt sich

daran, bis seine Finger erstarren und erlahmten. Nun liegt er unten im Grunde! —

Und das Brett daneben, es gleicht einer Thür, dem Teil einer Thür.

Das kommt aus Bineta, aus der Stadt im Meer. Von den Mauern des Palastes rissen es die Fluten und nahmen es mit und wirbelten es hoch, und mir zu Füßen werfen sie es ans Land. Ein Gruß aus Bineta, weit draußen im Meere liegt die verunkelte Stadt. Und ich schließe die Augen und höre im Wasser die Glocken läuten. Ja, ich liege im Dünenand und träume. Es ist ein schönes Träumen hier.

Am Himmel Gewitterneigung, die Sonne scheint faßl. Schwarzgraue Wolken hängen tief über schwarzgrauem Meer. Draußen in der Ferne schläft die Flut, eine einzige unbewegte Fläche, aber unten am Strande rauscht die Brandung. Weiße Schaumlämme tanzen auf den Wellen, steigen auf und sinken zusammen und steigen wieder auf, wachsen und schwellen. Nach rechts und links hin dehnen sie sich und fließen zusammen mit andren Wellen. Wie eine Schar neidischer Mädchen nehmen sie einander Hand in Hand und laufen in einer einzigen langen Reihe über das flache Ufer.

Und jede neue Welle bringt neu den Bernstein herauf. Durch meine Finger gleitet des Meeres Gold in großen flammenden Tropfen. Jetzt weiß ich, woher das Treibholz kommt.

Aus den Bernsteinwäldern steigt es herauf, aus den verunkelten Wäldern der Urzeit, die stehen tief unten auf Meeresgrund. Stumm und tot stehen sie da, mit ihren erstorbenen Niesenbäumen, mit ihren Büschen, die nie mehr grünen; halb begraben in Sand und Schlamm. Aus dem Harz ihrer kahlen Äste sind selten Blumen aufgegangen. Bernsteinblumen, märchenhaft, wunderbar. Wenn der Sturm die Fluten aufwühlt bis zum Grunde, brechen sie die Äste mit den gelben Blumen und wirbeln sie nach oben ans Tageslicht. — Da der Zweig, der auf den Wellen herumtanzt, er stammt von der großen Lanne, unter der einst das Mammut geruht. Vor der Höhle des Urmenschen bereitete er seine grünen Nadeln aus!

Aber am Ende ist das gar nicht wahr. — Am Ende warf ihn nur der Schiffer über Bord, weil er zu naß war zum — Kaffee-Lochen. Ja, so wird es gewesen sein.

Und die Thür aus Bineta, — sie hing drüben in dem alten Bauernhaus, da hängen solche Türen noch heut'. Fahr wohl alle Poesie!

Aber Märchen und Wunder raunt das Meerergold. Drüben bei den Strandkörben haben sie wieder etwas gefunden. Die Kinder lachen und schreien. Das kleine Mädchen im rosa Röddchen ruft: „Ich habe schon zwei Hände voll! Eine Kette ziehe ich mir davon auf.“

Das sollte der Mönch von Danzig hören.

Der Mönch von Danzig?

In den Fischerhütten am Strand erzählen sie von ihm mit heimlichem Grauen. Wenn die Nacht sich breitet über die See, wenn der Strand weiß liegt im Mondenschein, dann kommt der „Mönch von Danzig“ geritten. Er reitet auf einem Preuschimmel, schwerfällig tappt das ungefüge Ross durch den sahlen Sand. Er reitet dahin, wo das Meerergold liegt, und überzählt die blinkenden Schätze und sind es zu wenig, weiten sich seine erloschenen Augen und seine Knochenhände krallen sich, als wollten sie jemand erwürgen.

Das war vor vielen Jahrhunderten, als der „Mönch“ oben in Danzig saß. War's denn ein Mönch? Vielleicht auch ein „Deuschherr“, ein „Ritter von Marienburg“, ein Pfaff auf alle Fälle. — Ein christlicher Pfaffe, und den Bernsteingewinn hatte er zu überwachen. Das war die Zeit, wo das Meerergold noch Gold wert war, wo die armen Fischer heimlich kamen, um die Schätze der Tiefe fortzuholen, sie zu verschmuggeln für wenige Groschen. Der Mönch von Danzig haßte die armen Fischer. Sie schmälten den reichen Gewinn des Ordens. Und er schrieb ein Gebot aus: Niemand solle hinab an den Strand, und wer doch käme, der würde gehängt.

Da standen am ganzen Strand hin die Galgen und am ganzen Strand hin flogen die Raben, die fanden Nahrung in Hütle und Fülle; kostbare Nahrung: Menschenfleisch. Denn die armen Fischer kamen doch.

Es war ja auch schließlich einerlei, ob sie gehängt wurden oder Hungers starben.

Nun ist der Mönch von Danzig lange tot, aber die Fischer wissen es, sein Spulbild reitet noch immer über den Bernsteinstrand.

Die Sonne hat sich hinter den Wolken verkrochen, eine kalte Brise kommt von der See und treibt die Bogen, daß sie hoch aufschäumen.

Die kleinen Mädchen bei den Strandkörben schreien auf: das Wasser schlägt ihnen fast bis an die Brust — lachend und jauchzend springen sie die Düne hinauf und schütteln die nassen Tropfen aus den Locken. Nur die Kleine im rosa Röddchen bleibt zurück und jammert: „Mein Bernstein, mein schöner Bernstein, nun liegt er alle wieder in der See!“ Sie hat ihn richtig fallen lassen vor Schred.

Oder war es der Mönch von Danzig, der ihn neidisch aus ihren Händen riß?

Wie schwarze Schatten fliegt es über den Strand. —

— **Geigen aus Porzellan.** Das allernueste auf dem Gebiete der Keramik ist die Herstellung von Geigen und Mandolinen aus Porzellan. Das „Reihner Tageblatt“ schreibt: Dem hiesigen Clarina- und Porzellanorgel-Fabrikanten Max Freyer ist es gelungen, ein Verfahren zu erfinden, welches die fabrikmäßige

Herstellung von Geigen und Mandolinen aus Thonmasse ermöglicht. Der Erfinder hat bereits einige Geigen fertig und sein Erzeugnis patentamtlich für alle Kulturstaaten angemeldet. Es ist voranzusehen, daß diese Neuerung in der Musikwelt Aufsehen erregen wird, da es bereits früher mehrfach versucht wurde, Porzellangeigen herzustellen; ein solches Exemplar wird in einem Berliner Museum als Kuriosität gezeigt. Aber diese Einzelherstellung bedeutet nur ein Kunststückchen ohne jeden praktischen Wert, während das Freyerische Verfahren derart ist, daß die Herstellung fabrikmäßig betrieben werden kann — sie werden gegossen — und dabei ist die Gewähr geboten, daß jede Geige gelingt und in der Tonzeugung vorzüglich ist. Gerade in der letzteren Eigenschaft liegt der Hauptwert der ganzen Erfindung. Der Porzellankörper ist rezonanzfähiger als der Holzkörper, da er selbst mitklingt und den Ton weich und voll gestaltet. Schrilte und harte Töne werden bei der Porzellangeige gar nicht vorzukommen und daher wird diese gewiß ihren Siegeslauf durch die Welt antreten. Auch die in südlichen Ländern viel gespielte Mandoline wird aus Porzellan hergestellt und dadurch die Klangwirkung ebenfalls veredelt. Die Form der Porzellangeigen ist genau jener der Holzgeigen nachgeahmt, da aber das Porzellan sehr dekorationsfähig ist, so werden ebenso, wie bei den Klarinas, kostbare Luxusinstrumente geschaffen und verlangt werden. Die Porzellangeigen haben ferner noch den Vorzug, daß sie gegen Bitterungseinflüsse vollständig unempfindlich sind.

Musik.

Emil Audran. Es war unseres Erinnerns im Winter 1898/99, als Emil Audrans damals neue Operette „Die Puppe“ im Central-Theater den Berlinern zum erstenmal vorgesetzt wurde. Wir haben nicht nur anlässlich jener Premiere, sondern auch mehrmals nachher, im Vergleich zu anderen Leistungen auf diesem Gebiete, unsere Uebersetzung vertreten, daß mit der „Puppe“ einer der beträchtlichsten Fortschritte in der Entwicklung der Operette geleistet worden ist. Hier finden wir, weit über das Coupletgesänge der allermeisten übrigen Operetten und über ihren niedrigen Text hinaus, eine anmutig aufgebauete und in den Charakteren wenigstens einigermaßen vertiefte Handlung mit einer Musik illustriert, die sich wirklich in die Personen und Zustände und Vorgänge hineinschmiegt. Als dann im Mai 1901 eines der früheren Werke Audrans, die „Wiß Gelyett“, im Friedrich-Wilhelms-Theater wiedererweckt wurde, konnten wir sie zwar nicht der „Puppe“ gleichwertig und Audran nicht frei von dem Typischen der oberflächlichen Unterhaltungsarbeit finden; der Text bot keine wirklich literarische Grundlage dar; und die Musik blieb „in der Hauptsache noch ganz bei der alten Form der den ausgedehntesten Dialog unterbrechenden und meist retardierend wirkenden Gesangsmummern“. Allein, zumal in den musikalisch eindrucklich gearbeiteten Duetten usw., sowie in der Abstufung der Musik beim Ausdruck der verschiedensten Stimmungen — des Ausgelassenen, des Frömmelnden usw. — und in der echt musikalischen Haltung der rein instrumentalen Stücke konnten wir doch wieder den feinfühligsten Bühnenmusiker erkennen. „Noch nicht das Ersehnte, doch ein merklicher Anlauf dazu!“

Und nun, während wir auf das ersehnte Weitere warten und uns einstweilen gegen die ständigen Tossagungen der Operette sträuben, fährt uns mitten in unsre Hoffnungen die unvermutete Volksthaft hinein, Audran sei gestorben. Der ihm gleichaltrige Sullivan, der „Milado“-Komponist, und der ältere „Fledermaus“-Komponist, Johann Strauß, waren ihm — Millöders und Sappés gar nicht mehr zu gedenken — im Tode vorangegangen. Jeder von den Dreien aus rühmlichem Schaffen heraus, jeder eine Säule des Repertoires der Operettentheater. Nun steht noch als junge, doch verlässliche Größe dieser Kunstart der Komponist des „Griechischen Sklaven“ und der „Geisha“, Sidney Jones, unter den Lebenden; und in Wien kann man jetzt doch schon einige Namen zählen, bei denen es nur eben auf eine gesteigerte Fortsetzung ihrer bisherigen Leistungen ankommt, auf daß wir sie in unsrer Schätzung der Verbliebenen oder vielmehr noch Unverbliebenen dürfen nachrücken lassen. — Audran war 1842 geboren und, ein anerkannter Orgelspieler und kirchlicher Komponist, seit 1861 Kirchenkapellmeister in Marseille, wie denn überhaupt bei französischen Komponisten, selbst bei solchen der heiteren Muse, die Pflege religiöser Musik besonders häufig zu sein scheint. Seit 1877 in Paris lebend, hat er reichlich zwei Duzend dramatischer Musikwerke geschaffen; eine vollständige Operette soll sich in seinem Nachlaß gefunden haben. Wir würden ihrer baldigen Einheimung in Berlin mit besonderer Erwartung entgegenzusehen.

Und damit der Totenglockenklang gleich doppelt dahintöne, erfahren wir, daß nun auch ein anderer, ein durchaus anderer Komponist gestorben ist: unser guter deutscher Robert Kleinmichel. Kein Wegebahner in einer Richtung, doch ein vielseitiger Vertrauter der Musikfreunde in zahlreichen Rötten und Notten, von den Klavierstudien für den Lernenden angefangen bis hinauf zu Privatwünschen nach einer Veränderung der „Regina“, vorzugsweise nachgelassener Oper, über deren Merkwürdigkeiten wir uns ja nach der Berliner Erstaufführung im März 1899 ausgesprochen hatten. Zu Posen geboren (1846), zu Berlin als vielgeehrter Gefälligkeitsarbeiter, fleißiger Komponist und Musikpädagoge gestorben, hinterläßt er uns u. a. auch das, was uns in musikalischen Leben und Tod auf Schritt und Tritt begegnet: Opern, welche die Musenherberge unter den Linden noch nicht aufgeführt hat. —

Physiologisches.

— Blutuntersuchungen im Luftballon. Aus Zürich schreibt man der „Zell. Ztg.“: Kürzlich hat der Professor der Physiologie an der Züricher Hochschule, Justus Gaule, begleitet von seiner Gattin, eine Ballonfahrt mit dem Luftschiffer Spelterini unternommen, deren Zweck war, in gewisser Höhe mikroskopische Blutuntersuchungen vorzunehmen. Einer Beschreibung zufolge, die Professor Gaule über seine Fahrt in der „Neuen Züricher Zeitung“ veröffentlichte, ergab das Experiment ein höchst merkwürdiges Resultat. Am Morgen der Auffahrt hatte Professor Gaule im Physiologischen Institut die Zahl der Blutkörperchen, die Färbekraft und das spezifische Gewicht seines eignen sowie des Blutes seiner Frau bestimmt. Die Blutentnahme zur Vergleichung fand zwischen 4400—4700 Meter Höhe statt. Auch der den Ballon führende Luftschiffer gab Blut zu Untersuchungszwecken her. Es wurde nun festgestellt, daß die Zahl der Blutkörperchen bei allen die Fahrt mitmachenden Personen sich vergrößert hatte, obwohl nur wenige Stunden zwischen der Untersuchung des Blutes in Zürich und derjenigen im Ballon lagen. Am größten war die Vermehrung der Blutkörperchen bei Frau Professor Gaule, bei welcher nachmittags um 4 Uhr 40,1 Proz. Körperchen mehr in der Raumeinheit festgestellt wurden als vormittags 9 Uhr im physiologischen Institut. Professor Gaule kam bei sich in einer Höhe von 4600 Meter auf 8 800 000 Körperchen im Kubikmillimeter, eine Zahl, die, wie der Gelehrte bemerkt, vielleicht die größte ist, die je bei einem Menschen gezählt wurde. Bei Spelterini war die Vermehrung am geringsten, immerhin kam er bei 4700 Meter Höhe auf über 7 000 000 Körperchen im Kubikmillimeter. Ist diese Vermehrung, wie bei anderen Zählungen behauptet wurde, auf rein physikalische Weise zu erklären? „Wir haben“, schreibt Professor Gaule, „nicht bloß die Blutkörperchenzahl, sondern auch die Färbekraft des Blutes bestimmt. Und selbst bei einem physikalischen Fehler im Apparat müßte der eine Wert davon nicht berührt werden, da man ja zwei verschiedene Apparate benutzte. Und bei einem Einfluß des Luftdrucks auf die Blutgefäße müßten die beiden Werte sich in gleichem Sinne ändern. Sie ändern sich aber in entgegengesetztem Sinne. Die Färbekraft des Blutes nimmt ab, während die Zahl der Blutkörperchen zunimmt. Das kann man sich nur damit erklären, daß der Luftdruck auf zwei Faktoren, die in den Blutkörperchen vorhanden sind, den entgegengesetzten Einfluß hat. Den einen Faktor, der die Zahl bedingt, begünstigt seine Verminderung, den anderen, der die Färbekraft hemmt sie. Beide Faktoren müssen im lebenden Organismus fortwährend thätig sein, wenige Stunden genügen schon zu einer gewaltigen Aenderung, d. h. die Zellen des Blutes sind nicht konstant, wie man seither gedacht hat, sie sind enorm veränderlich. —

Humoristisches.

— Besorgnis. Viermaier (der von einem Krokodil verschluckt wird): „Wenn es jetzt nur nicht etwa a Wasser drauf faust!“ —
 — Eingegangen. Mutter (zu ihren Töchtern über das Kapitel Ehe sprechend): „Aber nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht auf den ersten besten hereinkallet.“
 Vater (von der Lektüre ärgerlich aufschauend): „Du willst doch nicht damit sagen, daß Du auf mich hereingefallen wärst?“
 Mutter: „Keineswegs — Du warst ja weder der erste noch der beste!“ —
 („Weggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— Der Germanist und Literaturhistoriker Karl Weinhold ist, 78 Jahre alt, in Rausheim gestorben. Weinhold war Dozent an der Berliner Universität; er hat sich namentlich um die wissenschaftliche Darstellung der deutschen Mundarten verdient gemacht. —
 — Tolstoj's Werke im Ausland. Die erste Uebersetzung einer Tolstoj'schen Schrift erschien 1870 in Griechenland. Erst 1877 kam ein Werk Tolstoj's auf den deutschen Büchermarkt und in demselben Jahre erschien die erste französische Uebersetzung eines Buches des russischen Schriftstellers. In England dagegen konnte man schon 1876 eine Uebersetzung einer Tolstoj'schen Novelle lesen. Jetzt, wo Tolstoj in alle Kultursprachen überlegt ist und man unter den Uebersetzungen seiner vielgelesenen Werke sogar eine chinesische, die 1895 erschien, sowie eine hebräische findet, beträgt die Gesamtzahl der deutschen Uebersetzungen seiner Schriften 218. In England sind bis jetzt 175, in Frankreich 159 Uebersetzungen erschienen. —
 — Das Lessing-Theater eröffnet die neue Saison am 1. September mit dem Drama „Familie Wawroch“ von Franz Adamus. —
 — In der Berliner Kunstausstellung sind neuerdings fünf Karikaturen aus den „Lustigen Wäutern“ von Franz Jütner durch die Nationalgalerie angekauft worden. Alle fünf sind politischer Natur, eine mit Hinsicht auf die Drehfus-Affaire, zwei mit Bezug auf die chinesischen Wirren und zwei den Transval-Krieg glossierend. —
 — In dem Wettbewerb um den Neubau des Stadttheaters in Bielefeld erhielt den ersten Preis der Baumeister Gehring in Berlin. —